

Regierung will keine kleineren Schulklassen

Obergrenze von 15 Kindern Der Berner Regierungsrat stellt sich gegen eine Motion für kleinere Klassen und flächendeckendes Team-Teaching. In seiner am Montag veröffentlichten Antwort warnt er vor hohen Kosten und einer Verschärfung des Fachkräftemangels. Drei Grossrätinnen der Grünen verlangen eine Obergrenze von 15 Schülern pro Klasse sowie Co-Teaching in allen Klassen. Die beiden Massnahmen würden zwar am Anfang zu einem höheren Bedarf an Lehrpersonen führen, schreiben sie. Mittelfristig trügen sie aber dazu bei, die Lehrkräfte im Beruf zu behalten.

Milliarden Mehrkosten

Der Regierungsrat entgegnet, der Vorstoss sei zwar verständlich, aber strukturell und finanziell nicht zielführend. Eine Umsetzung würde zu Mehrkosten in Milliardenhöhe führen und den Personalmangel weiter verschärfen.

Die durchschnittliche Klassengrösse liege derzeit bei 19,6 und damit nur leicht über dem schweizweiten Mittel. Diese Grösse habe sich auch während des Lehrpersonenmangels gehalten. Sie führe zu einem der Bedarf von 5750 Klassen. Bei einer Obergrenze von 15 bräuchte es 1763 zusätzliche Klassen.

Punktuelle Unterstützung – etwa zusätzliche Ressourcen in Einzelfällen – sei aber weiterhin möglich, versichert die Regierung. (SDA)

Bakery Bakery eröffnet Filiale bei Bahnhof Bern

Vegane Bäckerei Bakery Bakery eröffnet am 10. November beim Bahnhof Bern eine neue Filiale. Es wird neben den Standorten im Breitenrain und der Länggasse der dritte Laden in Bern.

Die vegane Bäckerei baut ihren Standort am Bollwerk 15, direkt neben dem Burger King. Geplant ist ein Verkaufsladen mit sechs Aussensitzplätzen.

Bakery Bakery hat ihren Ursprung im Breitenrainquartier, wo 2019 die erste Filiale entstand. Seither hat der Betrieb nach Zürich, Basel und Winterthur expandiert. Die Backwaren werden zentral hergestellt, tiefgekühlt in die Filialen geliefert und dort aufbacken.

In der Länggasse bekommt Bakery Bakery Konkurrenz von der Bäckerei Röthlisberger aus Wabern. Das Unternehmen übernimmt den Laden an der Länggassstrasse 38, wo sich einst das Coffeebreak und das Kafi Riggi befanden. Letzteres war seit Juli nicht mehr in Betrieb.

Die Bäckerei Röthlisberger betreibt in der Stadt Bern und Umgebung bereits fünf Filialen: im Kirchenfeld, im Ostring, in Ostermundigen, im Monbijou und in Wabern. (red)

Wir gratulieren

Trubschachen Heute feiert Rosa Brechbühl-Bieri, Hüpfenboden 423a, ihren 101. Geburtstag. (PD)

Wir gratulieren der Jubilarin ganz herzlich und wünschen alles Gute.

«Vom Frühfranzösisch ist nicht mehr viel

Besuch in Berner Schulen In Politik und Forschung wird rege über den Nutzen vom frühen Fremdsprachenunterricht diskutiert. Doch was halten eigentlich Lehrpersonen und Schulkinder davon?

Regina Schneeberger und Naomi Jones

Die Jungen und Mädchen sitzen im Kreis, Lehrerin Tonia Jäggi stimmt auf der Gitarre ein Lied an. Die Drittklässler singen «règle», halten ein Lineal in die Luft, singen «trousse», Etuis schnellen in die Höhe, singen «gomme», Hände mit Radiergummis heben sich. Hie und da auch fälschlicherweise ein Lineal, bei den meisten klappt die koordinativ anspruchsvolle Übung aber schon recht gut.

An diesem Vormittag lernt die Klasse 3E in Münsingen, wie das Schulmaterial auf Französisch heisst. Ganz ohne Dictionnaire, ohne Voci-Test, ohne Grammatikübung.

«Ich will mit den Romands reden können, das ist mein Ziel.»

Maja (9)
Schülerin

Spielerisch soll das Sprachenlernen in jungen Jahren gehen – so die Idee. Doch ob das wirklich funktioniert? Darüber streitet das Land einmal mehr. Die Debatte entfacht hat eine Evaluation der Erziehungsdirektorenkonferenz. Trotz frühem Sprachunterricht erreichten im Hörverstehen nur knapp 60 Prozent der getesteten Jugendlichen die Grundanforderungen, im Leseverstehen waren es lediglich die Hälfte.

Frühfranzösisch ist politisch unter Druck

Die Parlamente von Zürich, St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden wollen das Frühfranzösisch abschaffen. Derweil sieht der Bundesrat den nationalen Zusammenhalt und die harmonisierte Schulbildung in Gefahr. Er will jenen Kantonen, die mit dem Sprachenkompromiss brechen, einen gesetzlichen Riegel schieben.

Auch im zweisprachigen Kanton Bern gibt es eine Debatte rund um den Fremdsprachenunterricht. Ein Vorstoss der GLP fordert, Französisch um zwei Jahre nach hinten zu verschieben – von der 3. auf die 5. Klasse.

«Das Frühfranzösisch hält nicht, was es verspricht», sagt GLP-Grossrat und Gymnasiallehrer Michael Ritter, der den Vorstoss eingereicht hat. Das Niveau habe sich nicht verbessert, im Gegenteil. Und Frühfranzösisch sei einer der Gründe für die Überlastung der Stundenpläne. Ritter fordert stattdessen eine Stärkung des Französischunterrichts ab der 5. Klasse. Etwa indem der Kanton die Einführung zweisprachiger Klassen fördert.

Dem hält Bildungsdirektorin Christine Häsler (Grüne) entgegen: Beim frühen Lernen von Französisch gehe es nicht nur um den Spracherwerb, sondern auch um den frühen Kontakt und den Zugang zur frankophonen Schweiz. «Mehrsprachig-



Maja (links), Nina und Finn finden Französisch «cool». Foto: Franziska Rothenbühler

keit ist mir sehr wichtig, ich stehe hinter dem Frühfranzösisch.»

Während sich die Politikerinnen und Politiker im verbalen Schlagabtausch üben, trainieren die Drittklässler in Münsingen die Zahlen. «Neuf, dix ...», sagt ein Junge, zögert. «Onze», flüstert ihm seine Putznachbarin zu.

Seit drei Monaten besuchen die Kinder den Französischun-

terricht. In der dritten Klasse lernen sie die alltäglichen Dinge: sich vorstellen, auf dem Markt Essen einkaufen, den Schulweg beschreiben. Vieles läuft mündlich. «In diesem Alter sprechen sie noch mit weniger Hemmungen als später», sagt Lehrerin Tonia Jäggi. Das vermeintlich unliebsame Fach scheint bei den Kleinen hoch im Kurs zu sein.

«Im Moment machen es noch alle gern.»

Wörtli für die Ferien auf Korsika

Fragt man Finn (9), Maja (9) und Nina (8), wie sie Französisch finden, hört man erst mal einen Anglizismus: «Cool.» Doch der Schein trügt, sie möchten keineswegs erst Englisch lernen. «Das

bringt mir in der Westschweiz ja nichts», sagt Maja. Ihr Gotti habe auf dem Zeltplatz in Le Landeron einen Camper, da sei sie regelmässig auf Besuch. «Ich will mit den Leuten dort reden können, das ist mein Ziel.» Und Nina plant, die Wörter in den nächsten Ferien auf Korsika anzuwenden.

Finn ist generell interessiert an den Landessprachen. «Ich

da», sagt Carla (15)

«Das Frühfranzösisch hält nicht, was es verspricht»

Michael Ritter
GLP-Grossrat und
Gymnasiallehrer

möchte unbedingt noch Rätoromanisch lernen.» Am Unterricht gefallen den Kindern die Lieder, die Spiele, die virtuellen Landschaften, die sie auf dem Tablet erkunden können. Negative Seiten kommen ihnen spontan keine in den Sinn. Mühsam sei es höchstens, wenn sie mal einen schlechten Tag habe, sagt Maja. «Aber dann finde ich alles doof.»

Seit dem Sommer 2011 wird im Kanton Bern Französisch ab der 3. Klasse unterrichtet. Tonina Jäggi erinnert sich an die Anfänge. Es sei erst schon eine Herausforderung gewesen. Mit Weiterbildungen und Sprachaufenthalten habe sie an ihrem Französisch gefeilt.

Auch das Lehrmittel «Mille feuilles» stand damals in der Kritik. Zu wenig Struktur, zu wenig Grammatik, zu wenig Wörter aus der Welt der Kinder, so der Tenor. Mittlerweile wurde das Lehrmittel überarbeitet. Die Neuauflage sei viel besser, sagt Jäggi. So sei etwa das Vokabular nun lebensnaher.

Trotz spielerischem Ansatz – ganz ohne Auswendiglernen geht es nicht. So würden die Kinder mit Kärtchen lernen und die Wörter abschreiben, um nicht nur den Klang, sondern auch die Buchstaben zu verinnerlichen. Auch Satzbauübungen gehören dazu; für weiterführende Grammatikregeln hingegen sei es noch zu früh. «Ich kann ihnen nur beibringen, was sie im Deutsch schon beherrschen.» Das sei nicht immer einfach, ja. Aber ein Kleinkind lerne eine Sprache ja auch übers Imitieren und nicht mit Regeln.

Bloss ist der Kontakt zur Zweitsprache deutlich geringer als beim Erlernen der Muttersprache. In der 3. und 4. Klasse stehen drei Wochenlektionen auf dem Stundenplan, in der 5. und 6. zwei Lektionen. «Das ist wenig», sagt Jäggi.

Sie lasse die Fremdsprache aber auch mal in anderen Fächern einfließen, begrüsse die Kinder am Montagmorgen auf Französisch oder erläutere eine Turnübung in der Fremdsprache. «Sie müssen noch nicht jedes Wort verstehen, es geht darum, den Gwunder zu wecken.» Sagts und erklärt der Klasse, dass sie den selbst gebastelten Globus heute mit nach Hause nehmen könnten. En français.

Trotz der Freude der Kleinen am Frühfranzösisch sind die Kenntnisse am Ende der Schulzeit auch im Kanton Bern bescheiden, wie die Evaluation der Erziehungsdirektorenkonferenz zeigt. Im Hörverstehen erreichen 67 Prozent die Grundanforderungen. Und im Leseverstehen sind es nur 54 Prozent. Sie kön-

nen also beispielsweise einen kurzen Text zur Frage «Was ist ein Kleidungsstück?» in seinen Grundzügen erfassen und Multiple-Choice-Fragen richtig beantworten. Zum Vergleich: Im Englisch erreichen im Lesen 80 Prozent die Grundanforderungen und im Hören 90 Prozent.

Kaum aussagekräftige Forschung für die Schweiz

Daniel Elmiger ist Sprachwissenschaftler an der Universität Genf und hat bei der Erarbeitung der Grundlagen für die Evaluation mitgewirkt. Er sagt: «Bei den Grundkompetenzen geht es um das Mindestmass, das eigentlich alle erreichen müssten.» Die Resultate seien also ganz klar unbefriedigend.

Einen Grund sieht er bei den Lehrpersonen. Auch bei ihnen mangle es bisweilen an Sprachkompetenzen. In manchen Kantonen liege in der Ausbildung zu wenig Gewicht auf den Fremdsprachen.

Dagegen wehrt man sich bei der Pädagogischen Hochschule in Bern. Die sprachlichen Anforderungen seien mit den Niveaus C1 auf der Primarstufe und C2 auf der Sekundarstufe hoch angesetzt, schreibt die Medienstelle. C2 beinhaltet fließendes Sprechen und wissenschaftliches Schreiben.

Sprachwissenschaftler Elmiger erachtet es nicht als zielführend, Frühfranzösisch abzuschieben. Vielmehr sollte darüber diskutiert werden, wie sich der Unterricht ändern müsste. «Man muss zeigen, dass die Sprache lebendig ist», sagt er. Dafür brauche es den Kontakt zu Menschen aus den anderen Landesteilen, authentisches Unterrichtsmaterial, etwa Musik. Auch die sozialen Medien oder die künstliche Intelligenz könnten genutzt werden.

Doch macht der frühere Fremdsprachenlehrer wirklich einen Unterschied? Elmiger sagt: «Es gibt Studien, die zeigen, dass man die Aussprache und das Verstehen in jüngerem Alter schneller lernt.» Die Struktur der Sprache hingegen erwerbe man auf der Sekundarstufe rascher, weil man dazu kognitiv in der Lage sei.

Für die Schweiz gebe es dazu aber kaum aussagekräftige Forschung. Denn Schulreformen und neue Lehrmittel machten einen Vergleich schwierig.

Im Alltag nur wenig Kontakt mit Französisch

Szenenwechsel: «Ihr könnt den Passé-composé-Test weiterüben», sagt Französischlehrerin Nadine Schindler zu ihren zwölf Sekundarschülerinnen und -schülern in Niederwangen.

Die Jugendlichen kramen in den Pulten und machen sich allein oder zu zweit an die Arbeit. Sie sollen Sätze übersetzen: «Wir haben Tee getrunken – nous avons bu du thé.» Dazu dürfen sie eine Liste mit den Verben im Passé composé nutzen.

Trotzdem haben einige Mühe und sitzen vor dem leeren Blatt. Nadine Schindler geht bei allen vorbei, gibt hier einen Tipp, stellt da eine Frage. Schliesslich setzt sie sich mit ein paar Jugendlichen ans Lehrerpult und geht die Sätze Schritt für Schritt mit ihnen durch.

«Es ist frustrierend, wie wenig im Französisch hängen bleibt», sagt sie später im Gespräch. Die Jugendlichen würden ihr Kurzzeitgedächtnis für den Test füttern und dann vieles wieder vergessen. Erst kürzlich habe sie die Klasse in einem spontanen Blitztest geprüft. «Leider konnten sie nur sehr wenig.» Schindler sieht das Problem in der fehlenden Anwendung der Sprache im Alltag – im Gegensatz zu Englisch. «Viele lernen Französisch wie mathematische Formeln.»

Viel Stoff in kurzer Zeit

Zudem sei die zu vermittelnde Stoffmenge im Verhältnis zur Lektionenzahl sehr gross. Lehrpersonen kämen nicht umhin, eine Auswahl zu treffen. Doch das führe dazu, dass am Ende nicht alle Schüler und Schülerinnen dasselbe könnten. «Wenn ich eine neu zusammengesetzte siebte Klasse übernehme, muss ich damit rechnen, dass auch die Sprachniveaus der Jugendlichen unterschiedlich sind», sagt sie. Schindler würde sich deshalb einen etwas schlankeren Lehrplan mit einem Kanon an verbindlichen Inhalten wünschen.

Zudem sei es für die Jugendlichen demotivierend, jeweils grosse Mengen an Vokabeln lernen zu müssen. Ein Junge hat gezählt: Für den nächsten Test muss die Klasse 108 Wörtchen lernen.

Trotz allem kommt das Fach bei den Jugendlichen eigentlich ganz gut an. Nur Eleya (15) findet, es würde reichen, die Weltsprache Englisch zu lernen, um durchzukommen.

Aber Yara (15) sagt: «Ich habe Französisch schon sehr gern.» Doch die Sprache sei kompliziert und brauche Geduld. Und die bilingue Ashley (15) sagt: «Ich finde es spannend, dass Französisch so viele Ausnahmen hat.» Doch drei Wochenlektionen seien zu wenig und das Reden komme zu kurz.

Das bestätigen auch Eleya und Carla (15). Immerhin glauben sie, dass sie in Frankreich etwas kaufen und sich beim Kauf sogar ein wenig auf Französisch beraten lassen könnten.

Die Haltung zum Frühfranzösisch ist geteilt. «Hätte ich nicht ab der 3. Klasse Franz gehabt, wäre ich heute nicht so weit», sagt etwa Yara.

Eleya und Carla hingegen fänden es besser, der Unterricht würde erst in der 5. Klasse beginnen, aber mit mehr Wochenlektionen. «Vom Frühfranzösisch ist bei mir nicht mehr viel da», sagt Carla.

Und die Lehrerin Nadine Schindler sagt zum Thema Frühfranzösisch: «Beim Spracherwerb ist regelmässige Repetition entscheidend für die Festigung.» Deshalb spreche sie sich «eher» für den frühen Beginn aus. Kinder könnten dadurch «natürliche Sprachmuster» aufbauen. Gleichzeitig räumt sie ein, dass selbst grundlegende Sprachbausteine wie Zahlwörter oder Uhrzeiten oft nicht sicher beherrscht würden.

Es klingelt. Die Jugendlichen räumen ihre Sachen zusammen. Yara blickt auf ihren Übungstest. Mit etwas Hilfe hat sie alle Aufgaben gelöst. «I'm finished», sagt sie zufrieden und legt das Blatt in ihr Pult.

Wie Berns Polizei mit Drohnen auf Verbrecherjagd geht

Massive Zunahme von Einsätzen Unfälle, Brände, Einbrüche, Demos: Drohnen gehören inzwischen zum täglichen Polizeialltag.

Notruf bei der Kantonspolizei Bern: Ein Pilzler ist von seiner Tour im Wald nicht zurückgekehrt. Also schickt die Zentrale einen Spezialisten. Dieser lässt eine Drohne steigen, überfliegt das Waldstück, findet dank Wärmebildkamera zunächst ein Auto – vom Mann und seinen zwei Hunden fehlt aber noch jede Spur.

Die Szene hat sich am Montag im Westen von Bern abgespielt – in diesem Fall aber bloss zu Anschauungszwecken. Der verschwundene Pilzler ist in Wahrheit ein Mitarbeiter der Kantonspolizei Bern, der sich für die kleine Show im Wald versteckt hat. Das Ziel des Medienanlasses: aufzeigen, wie der Einsatz von Drohnen den Polizeialltag mittlerweile prägt.

Viermal mehr Drohneinsätze

224 Drohnenflüge verzeichnete die Berner Polizei im Jahr 2020 noch. Knapp fünf Jahre später sind es mehr als viermal so viele. Allein im laufenden Jahr gab es schon über 1000 Drohneinsätze. Tendenz: weiterhin steigend. «Drohnen sind aus der Polizeiarbeit nicht mehr wegzudenken», sagt Kommandant Christian Brenzikofer.

Die Bereiche, in denen die Hightechgeräte zum Einsatz kommen, sind äusserst breit. Am häufigsten finden sie nach Unfällen Verwendung. Während früher Unfallstellen aufwendig dokumentiert und vermessen werden mussten, kann diese Arbeit heute zu einem grossen Teil mit Drohnen erledigt werden.

Nach Bränden werden sie verwendet, um Brandruinen zu analysieren. Wenn Personen vermisst werden, helfen sie, diese dank Wärmebildkameras aufzuspüren. Erhält die Polizei Hinweise, dass sich Einbrecher Zugang zu einem Haus verschaffen, wird je nach Situation zunächst keine Patrouille ins Quartier, sondern erst einmal eine Drohne in den Nachthimmel geschickt.

Auch bei Naturereignissen wie Überschwemmungen greift die Polizei auf Drohnen zurück, um aus der Luft Lagebilder zu erstellen. Ebenso wird bei einer Bombendrohung in der Regel zuerst mit einer Drohne ein verdächtiger Gegenstand überflogen, ehe sich ein Experte nähert.

Bei Palästina-Demo war Drohne im Einsatz

Bei Grossveranstaltungen wiederum nutzt die Polizei Drohnen, um die Personenströme in Echt-

zeit zu beobachten und Überlegungen von Plätzen frühzeitig zu erkennen. Auch an der eskalierenden Palästina-Demo von Mitte Oktober kam eine Polizeidrohne zum Einsatz, wie Brenzikofer bestätigt. Die Aufnahmen hätten dabei geholfen, zu erkennen, ob sich der Demozug in Richtung Bahnhof oder Bundeshaus bewege.

Doch ist gerade ein solcher Einsatz wegen eines potenziellen Absturzes nicht gefährlich? Brenzikofer betont, dass die Drohnen nie direkt über den Köpfen herumschwirren. «Sie werden immer versetzt geflogen.» Also beispielsweise über einem Hausdach, wo sie keine oder kaum Schäden verursachen würden.

Tatsächlich kam es bei den frühen Drohnenmodellen der Kantonspolizei zu vereinzelt Abstürzen. Einmal krachte ein Gerät in einen See, ein anderes touchierte es eine Tanne und stürzte ab. Die Ursache seien technische Defekte oder Fehler von Piloten gewesen. «Seit wir die Drohnen der neusten Generation verwenden, gab es nie mehr einen Absturz», so Patrick Fahrni, Drohnen-Fachspezialist bei der Kapo.

Drohnen zeichnen nicht alles auf

Die technische Entwicklung ist rasant. Berns Polizei, die sich im Drohnenbereich selbst als schweizweit führend bezeichnet, rüstet bei den Fluggeräten ständig nach. Die derzeit im Einsatz stehenden rund 60 Drohnen werden laufend ersetzt. Kostenpunkt: 4500 bis 10'000 Franken pro Gerät, je nach Ausstattung. So gibt es Drohnen, die nebst hochauflösender Kamera und Wärmebildfunktion auch über Scheinwerfer verfügen. Praktisch alle leiten heute ihre Live-Koordinaten direkt an die Einsatzkräfte weiter.

Die hochauflösenden Aufnahmen, welche die Polizei inzwischen tagtäglich von der Luft aus macht, rufen Fragen nach Datenschutz und Persönlichkeitsrecht hervor. Sammelt die Polizei mit ihren Drohnenflügen etwa Umgebungsdaten?

Nein, sagt Kommandant Christian Brenzikofer. «Was wir filmen, bleibt bei uns.» Aufgezeichnet werde gegebenenfalls nur dann, wenn Aufnahmen strafrechtlich relevant sein könnten. Zum Beispiel an Demonstrationen, um Personen nach anfälligen Gesetzesverstössen identifizieren zu können. In diesen

Fällen brauche es manchmal die Zustimmung der Staatsanwaltschaft.

Rund 100 Drohnenpilotinnen und -piloten beschäftigt die Kantonspolizei aktuell. Es sind keine extern rekrutierten Spezialisten, sondern interne Mitarbeitende, die entsprechend geschult werden. Zu ihrem Aufgabenbereich gehört nebst dem aktiven Fliegen der Drohnen auch vermehrt deren Abwehr. Heute ist die Polizei im Stande, fremde Drohnen elektronisch zu detektieren, ihre Funkverbindung zu kappen oder gar deren Steuerung zu übernehmen. Auch stehen Netze zur Verfügung, um Fluggeräte im gebotenen Fall aktiv einzufangen.

Hitze erschwert Drohnen-Suchaktionen

An der Fussball-EM der Frauen im vergangenen Sommer musste die Berner Polizei nach eigenen Angaben mehrfach unerlaubt fliegende Drohnen vom Himmel holen. Die Fluggeräte schwirrten dabei aber nie in böser Absicht herum, sondern seien etwa bei Fanmärschen von unwissenden Privatpersonen geflogen worden.

Auch wenn Polizeikommandant Christian Brenzikofer in den Drohnen für die Polizeiarbeit «nur Vorteile» sieht – die Geräte hätten auch ihre Grenzen. Im Hochsommer etwa, wenn sich Strassen, Gebäude und sogar Wälder stark erhitzen, seien Suchaktionen mit Wärmebildkamera oft schwierig.

Polizeieinsätze dauern mehrere Minuten bis Tage

An diesem Novembermorgen ist das zwar kein Thema, dafür stellt sich ein anderes Problem: Der Polizeimitarbeiter, der für die kleine Vorführung den verschollenen Pilzler spielen soll, hat sich zu gut versteckt. Aus Zeitgründen muss ihn der Übungsleiter deshalb auf dem Handy anrufen und ihn bitten, sich doch langsam zu zeigen. Dann endlich kann er lokalisiert werden.

Wegen der ungeplanten Verzögerung hat die Show-Suche via Drohne in diesem Fall eine knappe halbe Stunde gedauert. Es ist noch immer deutlich weniger als die allermeisten Ernstfälle. Diese dauern in der Regel 70 Minuten bis zu fünf Stunden. Manchmal, wenn etwa eine ertrunkene Person in der Aare gesucht wird, können sie sich auch über mehrere Tage hinziehen.

Christoph Albrecht



Die Kantonspolizei Bern greift immer häufiger auf Drohnen als Hilfsmittel zurück. Foto: Raphael Moser